

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Scott O'Dell

Insel der blauen Delphine

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Ich erinnere mich lebhaft an den Tag, an dem das Aläuterschiff kam. Erst sah es aus wie eine kleine Muschel, die auf dem Meer dahintreibt. Dann begann sie zu wachsen und wurde zu einer Möwe mit gefalteten Flügeln. Zuletzt, als die Sonne aufging, erkannte ich, was es wirklich war – ein Schiff mit roten Segeln! Mein Bruder und ich waren auf einen Hügel gestiegen; unter uns lag eine Schlucht, die sich bis zu einem kleinen Hafen hinunterschlingt. Dort liegt die Korallenbucht. Mein Bruder und ich wollten auf der Anhöhe nach Wurzeln graben. Im Frühjahr findet man dort immer welche. Mein Bruder war noch klein, halb so alt wie ich, und ich zählte damals zwölf Jahre. Gemessen an den vielen Sonnen und Monden, die er gesehen hatte, war Ramo klein, doch flink wie eine Grille, aber auch ebenso töricht, wenn er in Aufregung geriet. Darum sagte ich ihm nichts von der Muschel und der Möwe mit den gefalteten Flügeln, die ich entdeckt hatte, denn er sollte mir beim Wurzelsammeln helfen und nicht davonlaufen. Ich stocherte weiter mit meinem spitzen Stock, als wäre auf dem Meer nicht das Geringste zu sehen.

Selbst als ich sicher wusste, dass die Möwe ein großes fremdes Schiff war, grub ich weiter im Gestrüpp.

Doch Ramos Augen entgingen wenige Dinge auf dieser

Welt. Sie waren schwarz und groß wie die Augen einer Eidechse, und sie konnten genauso schläfrig blicken; aber gerade dann nahmen sie alles am besten wahr. Die Augen halb geschlossen, schaute er jetzt blinzelnd aufs Meer hinaus wie eine Eidechse, bevor sie die Zunge heraus-schnellt, um nach einer Fliege zu schnappen.

»Das Meer ist glatt«, sagte Ramo, »wie ein flacher Stein, der keinen einzigen Kratzer hat.«

Mein Bruder redete gerne so, als wäre etwas nicht das, was es war, sondern etwas anderes.

»Das Meer ist kein Stein, der keinen Kratzer hat«, sagte ich. »Es ist Wasser, das keine Wellen schlägt.«

»Für mich ist es ein blauer Stein«, sagte er. »Und ganz außen am Rand des Steins sitzt eine kleine Wolke.«

»Wolken sitzen nicht auf Steinen. Nicht auf blauen und nicht auf schwarzen und nicht auf irgendwelchen Steinen.«

»Dort sitzt aber eine.«

»Nicht auf dem Meer«, antwortete ich. »Dort gibt es Delfine, Möwen, Kormorane und Seeotter, auch Walfische, aber keine Wolken.«

»Vielleicht ist es ein Walfisch.«

Ramo trat von einem Fuß auf den anderen, während er zuschaute, wie das Schiff näher kam. Er wusste nicht, dass es ein Schiff war, denn er hatte noch nie eines gesehen. Auch ich hatte noch nie eines gesehen, aber ich wusste, wie Schiffe aussahen, weil mein Vater sie mir beschrieben hatte.

»Schau du nur ruhig aufs Meer hinaus«, sagte ich, »ich grabe inzwischen nach Wurzeln. Und ich werde sie aufessen, und du bekommst nichts davon.«

Ramo begann mit seinem Stock auf den Boden zu schlagen, doch obgleich er die ganze Zeit so tat, als schaute er nicht hin, ließ er das Schiff nicht aus den Augen. Es kam immer näher, und seine Segel schimmerten rot durch den Morgendunst.

»Hast du schon einmal einen roten Walfisch gesehen?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich, aber das war gelogen.

»Die Walfische, die ich gesehen habe, sind grau.«

»Du bist sehr jung und hast noch längst nicht alles, was im Meer schwimmt, gesehen.«

Ramo hob eine Wurzel vom Boden auf und wollte sie eben in den Korb fallen lassen, als er plötzlich den Mund weit aufriss und dann langsam wieder schloss.

»Ein Kanu!«, schrie er. »Ein Riesenkanu, größer als alle unsere Kanus zusammen. Und rot!«

Ob Kanu oder Schiff, für Ramo gab's da keine Unterschiede. Im nächsten Augenblick hatte er die Wurzel in die Luft geschleudert und war verschwunden. Lärmend und rufend bahnte er sich einen Weg durchs Gestrüpp. Ich stocherte weiter, doch meine Hände zitterten, denn ich war noch aufgeregter als mein Bruder. Ich wusste, dass das dort unten kein großes Kanu, sondern ein Schiff war, und ein Schiff konnte vieles bedeuten. Am liebsten hätte ich den Stock weggeworfen, um hinter meinem Bruder her ins

Dorf zu laufen; stattdessen arbeitete ich weiter, weil wir zum Essen nun einmal Wurzeln brauchten.

In der Zeit, da ich den Korb füllte, hatte das Aläuterschiff die breite Salzkrautbank vor unserer Insel umsegelt und war zwischen den beiden Felsen, welche die Korallenbucht abschließen, in den Hafen eingelaufen. Die Kunde von seinem Erscheinen war schon bis ins Dorf Ghalas-at gedrungen. Unsere Männer liefen mit ihren Waffen den gewundenen Pfad zur Küste hinunter, während sich die Frauen am Rande der Mesa zusammenscharten.

Ich arbeitete mich durch das Dickicht und stolperte dann die steile Schlucht hinab, bis ich die Klippen erreichte. Dort ließ ich mich auf Hände und Knie fallen. Unter mir lag die Bucht. Es war Ebbe, und die Sonne glänzte auf dem weißen Küstensand. Etwa die Hälfte der Männer unseres Stammes hatte sich am Rande des Wassers versammelt; die übrigen hielten sich zwischen den Felsbrocken am Fuße des Pfades verborgen, bereit, über die Eindringlinge herzufallen, wenn sich deren Absichten als unfreundlich erweisen sollten.

Wie ich da in den Toyonbüschen kauerte, eben noch weit genug vom Klippenrand entfernt, um nicht hinunterzufallen, und doch so nahe, dass ich alles, was unter mir vorging, sehen und hören konnte, stieß ein Boot vom Schiff ab. Sechs Männer mit langen Rudern trieben es voran. Ihre Gesichter waren breit, und glänzendes schwarzes Haar fiel ihnen in die Stirn. Als sie näher kamen, sah ich, dass sie Knochenspieße durch ihre Nasen gesteckt hatten.

Zuhinterst im Boot stand ein großer Mann mit einem gelben Bart. Ich hatte noch nie einen Russen gesehen, aber mein Vater hatte mir von den Russen erzählt, und als ich sah, wie der Mann im Boot dastand, die Füße gespreizt, die Fäuste in die Hüften gestützt, den Blick auf den kleinen Hafen gerichtet, als hätte er bereits davon Besitz ergriffen, fragte ich mich, ob er wohl einer jener Männer aus dem Norden war, die unser Volk fürchtete. Ich zweifelte nicht mehr daran, als das Boot an Land kam und der Mann rufend heraussprang. Seine Stimme hallte von den felsigen Wänden der Bucht wider. Es waren seltsame Worte, wie ich sie nie zuvor gehört hatte. Dann sagte er langsam etwas in unserer Sprache.

»Ich komme im Frieden und will mit euch verhandeln«, sagte er zu den Männern an der Küste.

Keiner antwortete, doch dann trat zwischen den Felsblöcken mein Vater hervor. Er schritt den Abhang hinunter und warf seinen Speer in den Sand.

»Ich bin der Häuptling von Ghalas-at«, sagte er. »Ich bin der Häuptling Chowig.«

Dass er einem Fremden seinen richtigen Namen nannte, überraschte mich. Jeder Angehörige unseres Stammes hatte zwei Namen, den richtigen, der geheim war und selten benutzt wurde, und einen gewöhnlichen. Wenn der geheime Name ständig gebraucht wird, nutzt er sich ab und verliert seine Zauberkraft. Mich nannte man Won-apalei, »das Mädchen mit dem langen schwarzen Haar«, aber mein geheimer Name ist Karana. Der geheime Name

meines Vaters war Chowig. Ich weiß nicht, warum er ihn einem Fremden verriet.

Der Russe lächelte, hob die Hand und sagte, er sei Kapitän Orloff. Auch mein Vater hob die Hand, doch obgleich ich sein Gesicht nicht sehen konnte, war ich sicher, dass er nicht lächelte.

»Ich bin mit vierzig Leuten gekommen«, sagte der Russe. »Wir sind gekommen, um Seeotter zu jagen. Wir möchten uns auf eurer Insel niederlassen, solange die Jagd dauert.«

Mein Vater antwortete nicht. Er war groß, wenn auch nicht ganz so groß wie Kapitän Orloff, und er reckte die bloßen Schultern, während er über die Worte des Russen nachdachte. Er ließ sich Zeit. Einmal schon waren die Aläuter gekommen, um Seeotter zu jagen. Das war lange her, doch mein Vater konnte sich noch immer daran erinnern.

»Du denkst an jene anderen Jäger zurück«, sagte Kapitän Orloff, als mein Vater beharrlich schwieg. »Ich habe von der Geschichte gehört. Es geschah unter Kapitän Mitriff. Mitriff war ein Narr, und jetzt ist er tot. Aber du und dein Stamm, ihr habt alle Otter allein gejagt, und deshalb nahm die Jagd kein gutes Ende.«

»Wir jagten«, antwortete mein Vater, »aber der, den du einen Narren nennst, hat es so gewollt. Er hieß uns von einem Mond bis zum anderen jagen, ohne Pause.«

»Wir werden euch nichts tun heißen«, sagte Kapitän Orloff. »Meine Leute werden jagen, und wir werden uns

die Beute teilen. Ein Drittel für euch, zahlbar in Waren, zwei Drittel für uns.«

»Die Anteile müssen gleich groß sein«, sagte mein Vater.

Kapitän Orloff starrte aufs Meer hinaus. »Darüber können wir später reden, wenn meine Vorräte an Land geschafft sind«, erwiderte er.

Der Morgen war klar, und die Winde wehten sanft, aber in dieser Zeit des Jahres musste man stets auf Stürme gefasst sein. Ich wusste, weshalb der Russe auf unserer Insel landen wollte.

»Es ist besser, wir werden uns jetzt schon einig«, erklärte mein Vater.

Kapitän Orloff entfernte sich mit zwei langen Schritten, dann drehte er sich um und schaute meinen Vater an.

»Ein Drittel für euch ist ein anständiges Angebot, da wir doch die Arbeit und die Gefahr auf uns nehmen.«

Mein Vater schüttelte den Kopf.

Der Russe griff sich in den Bart. »Das Meer ist nicht euer Eigentum. Ich weiß nicht, warum ich euch überhaupt beteiligen soll.«

»Das Meer, das die Insel der blauen Delfine umgibt, gehört uns«, antwortete mein Vater.

Er sprach leise, wie immer, wenn er zornig war.

»Du meinst von hier bis zur Küste von Santa Barbara – die ganzen zwanzig Seemeilen?«

»Nein, nur das Wasser, das an die Insel stößt und wo die Otter leben.«

Kapitän Orloff räusperte sich. Er schaute die Männer

an, die am Strand standen, und dann die anderen, die jetzt zwischen den Felsblöcken hervorkamen. Er schaute meinen Vater an und zuckte die Achseln. Mit einem Male lächelte er, wobei er seine langen Zähne zeigte.

»Die Anteile sollen gleich groß sein«, sagte er.

Er sagte noch mehr, doch ich hörte es nicht, denn in meiner Aufregung stieß ich an einen losen Stein, der klirrend hinunterfiel und zu Füßen des Fremden aufschlug. Alle Leute am Strand blickten auf. Ich kroch leise durch die Toyonbüsche davon. Auf halbem Weg begann ich zu laufen, und ich lief, ohne ein einziges Mal Atem zu schöpfen, bis ich auf der Mesa ankam.

2

An jenem Morgen begannen Kapitän Orloff und seine Aläuterjäger sich auf der Insel häuslich einzurichten. Ihre Kanus pendelten stundenlang zwischen dem Schiff und der Korallenbucht hin und her. Da der Strand klein war und bei Flut fast ganz unter Wasser stand, fragte der Russe, ob er seine Zelte weiter oben aufschlagen dürfe. Mein Vater erlaubte es ihm.

Es ist jetzt wohl an der Zeit, dass ich euch von unserer Insel erzähle, damit ihr wisst, wie sie aussieht, wo unser Dorf stand und wo die Aläuter mehr als einen halben Sommer lang hausten.

Unsere Insel ist zwei Seemeilen lang und eine Meile breit. Stand man auf einem der Hügel, die sich in ihrer Mitte erheben, dann musste man an einen Fisch denken. Sie sah aus wie ein Delfin, der auf der Seite liegt. Der Schwanz des Delfins zeigte nach der aufgehenden Sonne, seine Nase nach der untergehenden Sonne, und seine Flossen waren die Riffe und zackigen Felsen längs der Küste. Ob in den Tagen, da die Erde noch neu war, wirklich ein Mensch auf einem dieser Hügel stand und sah, dass die Insel die Gestalt eines Delfins hatte, und ob er ihr deshalb ihren Namen gab, weiß ich nicht. In unseren Gewässern leben viele Delfine, und auch das könnte der Grund sein, weshalb die Insel so heißt.

Ich glaube, das Erste, was ihr auf unserer Insel bemerken würdet, wäre der Wind. Er weht hier fast immer. Manchmal kommt er aus Nordwest, manchmal aus Ost, hie und da auch aus dem Süden. Sanft ist nur der Südwind; alle anderen Winde fegen heftig über die Insel. Deshalb sind die Hügel so blank gescheuert und die Bäume so klein und krumm, sogar in der Schlucht, die zur Korallenbucht hinunterführt.

Das Dorf Ghalas-at liegt an der Ostseite der Hügel, auf einer kleinen Ebene gleich oberhalb der Korallenbucht und in der Nähe einer Quelle. Etwa eine halbe Seemeile weiter nördlich sprudelt eine zweite Quelle, und dort schlugen die Aläuter ihre Zelte auf. Diese waren aus Tierhäuten angefertigt und so niedrig, dass die Männer auf dem Bauch hineinkriechen mussten. Wenn es dunkelte, konnten wir den Schein ihrer Lagerfeuer sehen. Am ersten Abend warnte mein Vater alle Dorfbewohner von Ghalas-at davor, das Lager zu betreten.

»Die Aläuter kommen aus einem Land im fernen Norden«, sagte er. »Ihre Art ist nicht unsere Art, ihre Sprache nicht unsere Sprache. Sie sind gekommen, um Otter zu jagen, und sie werden uns den Anteil, der uns zusteht, mit Dingen bezahlen, die sie besitzen und die wir brauchen können. So werden wir einen Gewinn von ihnen haben. Wir werden aber keinen Gewinn von ihnen haben, wenn wir ihre Freundschaft suchen. Sie sind Menschen, die nicht wissen, was Freundschaft ist. Es sind nicht dieselben, die schon einmal hier waren, aber sie gehören dem gleichen

Stamm an, der uns vor vielen Jahren großes Unheil brachte.«

Die warnenden Worte meines Vaters wurden beherzigt. Wir gingen nicht ins Lager der Aläuter, und sie kamen nicht in unser Dorf. Es wäre jedoch ein Irrtum zu glauben, wir hätten nicht gewusst, was sie taten – was sie aßen und wie sie ihre Mahlzeiten zubereiteten und wie viele Otter sie jeden Tag erlegten und noch manches andere –, denn immer hielt jemand Wache und beobachtete sie. Wenn sie jagten, stand einer von uns auf den Klippen; wenn sie ins Lager zurückkehrten, bezogen die Späher ihren Aussichtsposten in der Schlucht.

Mein Bruder Ramo wusste immer etwas Neues zu berichten.

»Am Morgen«, sagte er, »wenn Kapitän Orloff aus seinem Zelt kriecht, setzt er sich auf einen Stein und kämmt sich den Bart, bis er glänzt wie der Flügel eines Kormorans.«

Meine Schwester Ulape, die zwei Jahre älter war als ich, brachte die sonderbarste Neuigkeit nach Hause. Sie könne beschwören, sagte sie, dass die Jäger ein Aläutermädchen bei sich hätten.

»Sie hat ein Kleid aus Häuten an, genau wie die Männer«, sagte Ulape. »Aber sie trägt eine Pelzmütze, und unter der Mütze hat sie eine Menge Haar. Es reicht ihr bis zum Gürtel.«

Keiner glaubte ihr. Alles lachte beim Gedanken, dass es

Jägern einfallen könnte, ihre Frauen mitzunehmen. Auch die Aläuter beobachteten unser Dorf; wie hätten sie sonst von dem Glück erfahren, das uns bald nach ihrer Ankunft beschieden wurde?

Mit diesem Glück verhielt es sich so: Wenn es Frühling wird, ist mit dem Fischfang nicht viel auszurichten. Die Hochflut und die Winterwinde treiben die Fische ins tiefe Wasser, wo sie bleiben, bis das warme Wetter anhält. In dieser Zeit lassen sie sich nur mit Mühe fangen, und im Dorf gibt es wenig zu essen. Die Bewohner leben zur Hauptsache von ihren Vorräten an Saatkörnern.

Die frohe Nachricht erreichte uns an einem stürmischen Nachmittag. Ulape, die nie müßig war, überbrachte sie uns. Sie war ans östliche Ende der Insel gegangen, um Muscheln zu sammeln. Als sie auf dem Heimweg eine Klippe erklomm, hörte sie einen sonderbaren Lärm.

Erst wusste sie nicht, was dieses Geräusch bedeutete. Sie glaubte, es sei das Echo des Windes in einer Felshöhle, und sie wollte schon weiterklettern, als sie die silbernen Gestalten in der Tiefe erblickte. Die Gestalten bewegten sich, und Ulape sah, dass es ein Rudel riesiger Bassbarsche war. Jeder Barsch mochte etwa so groß sein wie sie. Verfolgt von räuberischen Walen, hatten die Barsche in der Richtung der Küste zu entkommen versucht. In ihrer Todesangst aber hatten sie die Wassertiefe falsch eingeschätzt und waren an das felsige Uferband geschleudert worden.